

RANKA KESER

Das Herz ist ein gutes Versteck

Zum Buch

Rieke, 46, ist eine selbstbewusste, unabhängige Frau und betreibt einen Secondhand-Laden in München. Seit vielen Jahren lebt sie allein, trifft regelmäßig Freunde und Familie und ist nach ihrer schmerzhaften Vergangenheit zufrieden mit ihrem Leben ohne Höhen und Tiefen. Doch zwei Ereignisse bringen diese Routine ins Wanken: Das wunderschöne, leer stehende Ladengeschäft gegenüber weckt Riekes Abenteuerlust. Gleichzeitig wird sie zu einem Klassentreffen eingeladen und begegnet dort Werner, den sie seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen hat. Der schüchterne Junge von damals tritt ihr heute als souveräner und attraktiver Mann gegenüber. Als Werner ihr einen Vorschlag macht, der sie dem neuen Laden ein ganzes Stück näher bringt, sagt Rieke spontan zu. Und von da an wird sich ihr Leben tiefgreifender ändern, als sie sich je hätte träumen lassen. Doch nicht nur durch Werner verändert sich ihre Einstellung zu Liebe und Freundschaft.

Zur Autorin

Ranka Keser wurde 1966 in Kroatien geboren und zog als Kind mit ihrer Familie nach München. Diese Stadt mag sie so sehr, dass sie immer noch dort lebt. Sie begann als Autorin für Kinder- und Jugendbücher und schreibt heute auch Romane für Erwachsene.

RANKA KESER

Das
HERZ
ist ein
gutes
Versteck

Roman

DIANA

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Originalausgabe 03/2017

Copyright © 2017 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Uta Rupprecht

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
Umschlagmotive: © Lozas, Lana Smirnova, Nancy
White, Tatishdesign/Shutterstock

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-35911-6

www.diana-verlag.de

Besuchen Sie uns auch auf www.herzenzeilen.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar

VOR DREISSIG JAHREN UND ZWEI MONATEN

Der Tag, an dem meine erste Liebe mit mir Schluss machte, war Freitag, der 13. Juli. Trotzdem bin ich nicht abergläubisch geworden. Ich war sechzehn Jahre alt, Patrick ein Jahr älter. Es geschah in der zehnten Klasse Realschule, zwei Wochen vor den Sommerferien.

Patrick wartete nach der Schule auf mich, wie so oft. Normalerweise sagt man doch: »Ich spürte, dass irgendwas anders war.« Also ich spürte gar nichts. Meine Intuition war damals schon eher mittelprächtigt. Ich brauche noch heute möglichst viele Fakten, um meine Entscheidung zu treffen, und natürlich meine Pro-und-contraliste. Die hat mich bis jetzt immer weitergebracht.

Patrick sah aus wie immer. Er saß auf der Mauer des angrenzenden Sportplatzes und sah mich an, als ich näher kam. In seinem Blick lag etwas Schuldbewusstes. Oder interpretiere ich das aus heutiger Sicht so? Damals dachte ich: Hatte er Ärger mit einem Lehrer, so kurz vor den Ferien?

»Ich muss mit dir reden, Rieke«, sagte Patrick, sobald ich vor ihm stand. Er kniff die Augen zusammen, weil ihn die Sonne blendete.

»Klar. Gehen wir zu dir? Emma hat heute Besuch.«

Meine Schwester und ihre beiden besten Freundinnen lachten ständig, und das so penetrant, dass die Fenster davon vibrierten. Zu diesen Tussis, die sich kichernd die Hand vor den Mund hielten und blind jedem idiotischen Modetrend folgten, wollte ich nie gehören. In der Schule nannten sie mich »Punk«, weil ich meinen eigenen Stil hatte. Dabei trug ich einfach das, was mir gefiel. Nicht nur einmal hatten sie über meine Stilbrüche gespottet und sie mir dann später nachgemacht. Spätestens seit ich in der achten Klasse gefragt worden war, was ich mir zu Weihnachten wünschte, und antwortete: »Eine Nähmaschine«, galt ich als anders. Meine falschen Perlenketten zu einer Pilotenjacke und braunen Stiefeln trug ich allerdings eher deshalb, weil ich Coco Chanel liebte und zugleich Vivienne Westwood und ihren Stil so cool fand. Die anderen hatten Poster von Boygroups an der Wand ihres Zimmers, ich Fotos von Coco und Vivienne Westwood. Sie waren meine Rockstars und sind es heute noch. Coco, die an ihrer Armut nicht zerbrach, sondern vielleicht gerade deshalb so stark wurde, und die abgedrehte Vivienne, die die Klamotten der Punkband Sex Pistols entwarf.

Patrick sah mich verschämt an. »Nee, also«, druckste er herum, »ich muss dir nämlich etwas sagen, Rieke.«

»Was denn?« Ich betrachtete seinen wunderschönen Mund. Er hatte den schönsten Mund und das schönste Lächeln, das man sich vorstellen konnte.

»Ich hab vorgestern Isabella in der Bibliothek getroffen ...«

Ich verdrehte die Augen. »Mensch, Patrick! Keine Ahnung, was sie zu dir gesagt hat, aber man kann eben nicht von jedem gemocht werden.« Ich wusste nicht, was vor-

gefallen war, aber Isabella hatte für die wenigsten Menschen ein nettes Wort übrig. Sie war hübsch – um präzise zu sein: schön –, ihre Eltern waren reich, und sie besaß seit Kurzem eine Vespa, was sie auf der Bewunderungsskala noch weiter nach oben katapultierte.

Patrick senkte den Kopf. »Wir haben uns ganz lange unterhalten.«

»Ach?«, rief ich überrascht. »Man kann sich mit der unterhalten? Die muss ja einen verdammt guten Tag erwischt haben. Vielleicht war sie betrunken.«

Meinen Scherz belohnte Patrick mit einem schwachen Lächeln. Er blickte auf seine Cowboystiefel und sagte leise: »Wir ... Also die Isabella und ich ... Wir haben uns verknallt.«

Man mag mich für hoffnungslos bekloppt halten, aber ich kämpfte gegen die Demütigung an, so gut ich konnte. »Wie verknallt? Du bist doch schon verknallt. In mich.«

Er sagte nichts, sondern wandte den Blick ab. In diesem Moment begriff ich: Dass so ein Mädchen wie Isabella ihn ausgesucht hatte, hob Patricks Image gewaltig. Sie war das Traumädchen schlechthin, für alle Jungs an der Schule. Und nun schnippte sie mit dem Finger – und Patrick kam hechelnd zu ihr gelaufen.

Ich liebte Patrick, wie man seine erste große Liebe nur lieben konnte. Benommen stand ich da und starrte ihn einfach nur an. Patrick redete nun mit mir, als wäre ich seine kleine Schwester: »Die Isabella und ich haben uns verknallt, Rieke. Es ist einfach passiert. Da kann niemand was dafür. Es tut uns beiden furchtbar leid. Wir möchten jetzt zusammen sein.«

Manche Gefühle kann man nicht beschreiben. Am

ehesten trifft es noch der Satz: *Ich fühlte mich, als hätte mir jemand das Herz herausgerissen*, denn ich spürte mein Herz gar nicht mehr. Ich stand einfach nur da und starrte auf Patricks wunderschönen Mund, den ich nie wieder küssen würde.

Patrick murmelte noch eine Entschuldigung, bevor er aufstand und wegging. Völlig aufgelöst setzte ich mich auf die Mauer und starrte auf den Pflasterstein vor mir. Erst als jemand »Rieke?« sagte, merkte ich, dass mir die Tränen übers Gesicht liefen. Da stand Werner, ein Junge aus unserer Klasse, und hielt mir ein Papiertaschentuch hin. Werner war ganz nett, aber ein ziemlicher Langweiler. Ich nahm das Taschentuch und sagte: »Danke.«

»Was Schlimmes?«, fragte Werner.

»Nö. Passt schon.«

»Na, dann mach's mal gut.«

»Mh-hm.«

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich noch dort saß und weinte, aber als ich nach Hause kam, schimpfte meine Mutter, weil es so spät geworden war.

Ein paar Wochen später hörte ich, dass Isabella Patrick wegen eines Zwanzigjährigen abgeschossen hatte. Ja, ich spürte eine gewisse Genugtuung. Aber es dauerte noch lange, bis sich mein Selbstwertgefühl wieder stabilisiert hatte – und dann kam Gregor, der es wieder zerschlug. Gregor, und alles, was mit ihm verbunden war.

Als Gregor zur Tür draußen war, schwor ich mir, dass mir so etwas nie wieder passieren würde. Die Liebe war für mich gestorben. Sie war die beschissenste Erfindung, seit es Schmerzen gab.

I

Es war ein Traum und würde einer bleiben: das Ladengeschäft des Neubaus gegenüber, das sich noch im Rohbaustand befand. Vier große Schaufenster sollte es bekommen, Stützsäulen im griechischen Stil, Ahornparkett ... Das alles war der Wandtafel zu entnehmen, die vor der Baustelle thronte.

Seit einem halben Jahr war da diese Baustelle, und alle in der Nachbarschaft jammerten über den Lärm. Mich störte er nicht, und noch weniger hätte er mich gestört, wenn ich dieses wunderschöne Ladengeschäft hätte haben können. Ich hatte den Eigentümer angerufen, um zu fragen, ob der Laden im Erdgeschoss noch zu vermieten sei. Ja, sagte er und nannte mir den Mietpreis. Niedergeschmettert hatte ich das Gespräch beendet. Ein Viertel mehr Monatsmiete, als ich jetzt bezahlte! Das hasste ich an meiner Stadt, die Mietpreise. Als ob in München nur Adlige und Großverdiener lebten.

Ich wandte mich ab, um mich nicht weiter zu quälen, und machte mich daran, auf dem Kleiderständer die Blusen zu sortieren, die unachtsame Kundinnen einfach irgendwo hineingehängt hatten, ohne auf die Größenschilder zu achten. Pierre hielt einen Teebecher in der Hand

und sah zum Fenster hinaus. »Sieh dir das an!«, rief er auf einmal. Wahrscheinlich hatte er wieder einmal ein *Fashion Victim* entdeckt, wie er das nannte. Mein Second-hand-Laden befand sich an einer belebten Straße, nahe einer Bus- und Trambahn-Station, und es passierte oft, dass Pierre entrüstet feststellte, wie unmöglich jemand herum lief.

»Was denn?«, meinte ich teilnahmslos. »Leggings zu bauchfreiem T-Shirt?« Es war ein warmer Septembertag, und draußen schien die Sonne. Manchmal trugen Passantinnen aufgeknöpfte Blusen, unter denen der BH hervorspitzte. Pierre hielt es mit Miuccia Prada und war der Meinung, je sexier sich Frauen kleideten, desto weniger Sex würden sie haben. Ich fand das allemal ästhetischer als Bommelmützen oder Crocs oder noch schlimmer: Haremshosen. Aber das war nur meine persönliche Meinung, denn grundsätzlich fand ich, alles war erlaubt, wenn man sich damit wohlfühlte. Und gerade bescheuerte Sachen konnten Individualität zeigen, weil sie Mut erforderten. Einmal hatte eine Kundin mit Crocs meinen Laden betreten, zu denen sie eine Marlenehose und eine weiße Volantbluse trug. Sie besaß eine solche Grazie, dass diese ungewöhnliche Kombination bei ihr zum Niederknien aussah. Diese Frau unterwarf sich keinem Modediktat, so viel war klar.

»Die Wittner schleift einen Müllsack hinter sich her.« Pierre hörte sich leicht fassungslos an.

»Wie bitte?«

»Ich glaub, die will zu uns.«

Ich ließ von den Blusen ab und stellte mich neben Pierre. Tatsächlich, Frau Wittner zerrte mit wütendem Gesicht

an dem besagten Müllsack. »Dass die so was wie einen Müllsack überhaupt besitzt!«

»Was hat sie denn da drin, um Himmels willen?«

»Klamotten, nehme ich an. Sie kommt über die Straße, also will sie wirklich zu uns.« Das verblüffte mich umso mehr, als Petra Wittner eine Frau mit Stil war. Mittlerweile hatte sie die fünfzig wohl schon seit geraumer Zeit überschritten; mir war aufgefallen, dass sie nur noch alle zwei Jahre Geburtstag feierte. Sie war eine meiner ersten Kundinnen gewesen, als ich *Glamour Secondhand* vor zwanzig Jahren eröffnet hatte. Viele meiner Kundinnen kannte ich beim Namen, da sie oft auch Kleidung und Accessoires bei mir verkauften und ich ihre Daten speicherte. Von der einen oder anderen kannte ich sogar die näheren Lebensumstände samt pikanten Details. Dabei war ich gar nicht der Typ Therapeutin, sondern blieb immer sachlich. Pierre meinte, es ginge den Kundinnen ohnehin nicht um gute Ratschläge, sondern nur ums Erzählen. Mich störte das nicht, die meisten mochte ich und unterhielt mich gerne mit ihnen. Aber manchmal war ich doch überrascht, welche Prioritäten diese Frauen in ihrem Leben setzten. Nicht wenige von ihnen träumten noch immer von der großen Liebe und litten darunter, keinen Partner zu haben. Ich hingegen war mit meinem Single-Dasein mehr als zufrieden, geradezu glücklich. Wer brauchte diesen verdammten Liebesschmerz? Ich jedenfalls nicht. Hier und da eine nette Episode war ideal, um ein wenig Pep ins Leben zu bringen und gleichzeitig dem ganzen Leiden zu entgehen. Vollkommen enthaltsam leben mochte ich auch nicht. Ich hielt es mit Vivienne Westwood und war wie sie nie daran interessiert, Nonne zu werden.

Petra Wittner machte mit einer Hand die Tür auf, dann schmetterte sie den Müllsack mit Schwung in die Mitte des Ladens.

»Hallo, Petra«, begrüßte Pierre unsere treue Kundin. Pierre duzte die Kundinnen gerne. Natürlich fragte er sie erst, ob ihnen das recht sei, aber bislang hatte keine abgelehnt. Ich behielt es lieber bei, sie zu siezen.

Frau Wittner übersprang die Begrüßung und kam gleich zur Sache. »Ich verscherble alles, was mir dieser Mistkerl je gekauft hat!«

»Oh«, kam es bedauernd von Pierre. Er stellte seinen Teebecher auf meinem Schreibtisch ab. »Hat es mit Paulchen nicht geklappt?« Seit ein paar Monaten traf sie sich mit einem gewissen Paul, den sie in ihrer Verliebtheit bisher Paulchen genannt hatte. Wie es aussah, hatte es sich ausgepault.

»Ich will ihn nie wiedersehen!« Frau Wittner warf ihr langes dunkelblondes Haar zurück, ihre blauen Augen funkelten wütend, und sie schnaufte von der Anstrengung. Sie war plastische Chirurgin und eine attraktive Frau, vor zwanzig Jahren war sie eine Schönheit gewesen. Vor ein paar Jahren hatte sie sich von einem ihrer Kollegen ein Lifting verpassen lassen. Es war professionell gemacht, und auch ihre Figur war die einer Dreißigjährigen. In der Liebe allerdings habe sie immer nur Pech, meinte sie.

Ich sah das anders. Das Muster war nämlich stets das gleiche: Verliebtheit, Streit, Versöhnung, Streit, Trennung. Sie wollte vergöttert werden und der Mittelpunkt im Leben des Mannes sein. Leider suchte sie sich Männer aus, die beruflich sehr eingespannt waren, und hin und wieder

gab es auch einen, der geschieden war und Kinder hatte. Kinder waren Petra Wittners größte Konkurrenten.

Sie trug die Marc-Cain-Strickjacke, die sie letzte Woche bei mir gekauft hatte. »Heute Morgen hat er mir gesagt, ich sei hysterisch. Kann man sich das vorstellen?«

Das konnte ich mir sogar sehr gut vorstellen. Sie regte sich immerzu über etwas auf, ob nun über die Baustelle in unserer Straße (die mit dem wunderbaren Ladengeschäft) oder das viele Schwarz in den letzten Kollektionen sämtlicher Designer.

»Er hat nur seine blöde Arbeit im Kopf und kaum Zeit für mich.«

»Hm ...«, machte ich.

Frau Wittner öffnete den Müllsack und fing an, die einzelnen Stücke herauszuziehen und über meinen Schreibtisch zu verteilen.

»Eine Ray-Ban?«, rief Pierre aufgeregt. »Unisex! O Gott, sieht die cool aus!«

Ich entdeckte ein anderes Objekt der Begierde. »Der Gucci Bamboo Shopper Mini!« Ich nahm ihn in die Hand. Wenn man bedachte, dass der Entwurf aus reinem Materialmangel entstanden war. »Was wollen Sie dafür haben, Frau Wittner?«

»Ach, keine Ahnung«, erwiderte sie gelangweilt.

»Sagen Sie schon«, drängte ich.

Sie zuckte die Schultern. »Die hat tausend Euro gekostet, hab sie nur zweimal getragen. Ach, geben Sie mir, was Sie wollen.«

Mir wurde schwindlig. Ich wusste, dass sie genug Geld hatte und nur deshalb in meinen Secondhand-Laden kam, weil sie um die Ecke wohnte. Wenn ich ihr zweihundert-

fünfzig Euro für die Tasche gab und sie als neuwertig für vierhundertneunzig verkaufte, wäre das ein gutes Geschäft. Ich beobachtete, wie sie ein Kleid herausfischte. Es war von Valentino, in diesem wunderschönen besonderen Rot, das ich bei diesem Designer so mochte. Danach kamen eine Prada-Tasche, ein Armani-Kostüm und ein Burberry-Schal. Für den hatte ich zwar noch nie geschwärmt, aber ich hatte gelernt, mich auf die Wünsche meiner Kundinnen einzustellen, und ein Burberry-Schal ging immer sofort weg.

»Na gut, Frau Wittner, lassen Sie uns das alles durchgehen ...« Ich hatte mich inzwischen entschlossen, die Gucci-Tasche nicht zum Verkauf anzubieten, sondern sie selbst zu behalten.

Frau Wittners Handy klingelte. Sie warf einen Blick aufs Display und seufzte, dann meldete sie sich genervt mit: »Was willst du?« Nach einer kurzen Pause folgte mehrmals »Interessiert mich nicht« und »Ich denke nicht daran«.

Pierre und ich begutachteten derweil die Ware. Ich sah ihn von der Seite an, dann flüsterte er: »Die Ray-Ban nehme ich. Kann ich sie zu dem Preis haben, den du ihr zahlst? Komm schon, das passiert ja nicht so oft.«

»Na gut.« Ich lächelte ihn an. Pierre La Ferrer hieß eigentlich Peter Laferer. Er war seit fünfzehn Jahren mein Angestellter, daher war er natürlich nicht umhine gekommen, mir seinen wahren Namen preiszugeben. Er musste einen arabischen oder südeuropäischen Einschlag haben, dafür sprachen die schwarzen Haare, die dunklen Augen und die dunklere Haut. Das war aber nur meine Vermutung, denn über seine Familie erzählte er jedem, der ihn

fragte, eine andere Geschichte. Das schien ihm Spaß zu machen, und es war ihm egal, ob man ihm glaubte oder nicht. An seinem ersten Arbeitstag hatte er mir erzählt, sein Vater sei ein chilenischer Widerstandskämpfer gewesen und vom Militär erschossen worden. Ich empfand Mitgefühl für ihn und hatte sogar gesagt: »Es muss eine ewige Narbe auf Ihrer Seele sein«, was sonst gar nicht meine Art war. Nach ein paar Tagen hatte eine Kundin ihn gefragt, ob er Türke sei, und Pierre hatte geantwortet: »Zur Hälfte. Mein Vater ist Japaner.«

Die Kundin hatte den Kopf geneigt. »Eine Türkin und ein Japaner, wie ungewöhnlich.«

Pierre hatte abgewinkt. »Das ist noch gar nichts. Mein Großvater war zur Hälfte schwarz. Er war Amerikaner und hat Martin Luther King persönlich gekannt.« Das alles trug er völlig überzeugend und ohne mit der Wimper zu zucken vor und vergaß dabei nicht einmal die passende Mimik.

»Neeeeein!« Die Kundin hatte sich ergriffen an die Brust gefasst.

»Doch. Er war Kings Zeitungsjunge. King hat ihm manchmal Eis oder Limonade hingestellt und ihm durchs Fenster zugewinkt. Später hat er ein deutsches Au-pair kennengelernt, also meine Großmutter, und dann ist er aus Liebe zu ihr nach Deutschland ausgewandert.«

Ich war überzeugt, dass sie ihm das unmöglich abnehmen würde. Aber die Kundin hatte den Kopf geschüttelt und Pierre verblüfft betrachtet. Mittlerweile hatte ich mich schon so an seine Fantasiegeschichten gewöhnt, dass sie mich sogar amüsierten. Nicht nur einmal hatte ich mich fragen hören: »Und was ist dann passiert?«

Frau Wittners Telefongespräch schien beendet zu sein. Sie steckte das Handy wieder in die Hosentasche und lächelte uns säuerlich an. »Äh ... Na ja ... Ich pack das mal wieder in den Sack.«

»Was?«, rief Pierre entsetzt. »Wieso denn?«

Sie warf alles wieder hinein und vermied es dabei, uns anzusehen. »Er hat gesagt, dass es ihm leidtut.«

»Das ist alles?«, rief Pierre. »Wir wissen doch beide, wie der Honig heißt, den Männer uns ums Maul schmieren: Schmeichelei!«

»Nein«, wehrte Frau Wittner ab, »Paulchen hat sich nächste Woche eigens freigenommen, um in meiner Urlaubswoche mit mir nach Dubai zu fliegen.«

»Na und?«

»Das ist ein unglaublich großes Opfer von ihm«, verteidigte Frau Wittner ihr Paulchen.

»Na, meinetwegen«, schnaubte Pierre gnädig. Er schien Frau Wittner grünes Licht zu geben. »Aber lassen Sie uns wenigstens die Ray-Ban.«

»Na ja ... Die hat er mir an einen ganz besonderen Tag gekauft.«

Pierre warf den Kopf nach hinten. »Wir geben Ihnen fünfhundert dafür.«

»Bist du verrückt?«, rief ich.

»Das war ein Scherz, mein Gott, ein Scherz. Dreißig Euro?«

»Nein, tut mir leid, Pierre.« Frau Wittner legte ihm die Hand auf den Oberarm und neigte den Kopf. »Ich hätte nicht herkommen sollen.«

Pierre wandte langsam den Kopf in meine Richtung. »Darauf darf ich jetzt nichts sagen, oder?«

»Nein«, gab ich zur Antwort.

Pierre konnte herzlich sein, aber auch manchmal verdammt zickig. In einer Hinsicht war er mir aber sehr ähnlich: Er war ehrlich. Allerdings unterschieden wir uns dadurch, dass ich meine Ehrlichkeit taktvoll verpackte, Pierre hingegen nahm kein Blatt vor den Mund. Einmal hatte ich mich beinahe zu Tode geschämt. Als unsere Stammkundin Frau Knobloch auf dem Weg zu einem Date war und von uns wissen wollte, wie sie aussah, hatte Pierre gesagt, ihre Schuhe sollten nur Frauen tragen, deren Arbeitsplatz der Bordstein sei, und angeboten, ihr die Jimmy Choos aus dem Schaufenster zu leihen.

Danach bekamen Pierre und ich zum ersten Mal richtig Krach. Ich schrie ihn an, er solle nie wieder einer Kundin sagen, sie sähe aus wie eine Schlampe, und verbot ihm, mich jemals wieder dazu aufzufordern, etwas zu verleihen. Seit damals hatte Pierre sich ein wenig gebessert. Obwohl er manchmal ziemlich anstrengend sein konnte, hatte ich ihn in all den Jahren sehr zu schätzen gelernt. Mittlerweile betrachtete ich ihn schon beinahe als Familienmitglied. Er hatte sich in den letzten fünfzehn Jahren als zuverlässig erwiesen, und Mode war seine größte Leidenschaft. Zuvor hatte er bei einem Designer gearbeitet, aber dort hatte man ihn seiner großen Klappe wegen hinausgeworfen. Zumindest diese Geschichte entsprach der Wahrheit; ich hatte sein Arbeitszeugnis und das Kündigungsschreiben gelesen.

Er sah wieder zu unserer Kundin. »Schon gut, Petra. Irgendwann werde ich vielleicht die Gelegenheit haben, mit einer Kelly Bag vor deiner Nase herumzuwedeln und zu rufen: ›Ätschbätsch, bereits verkauft!««

»Tut mir wirklich leid, Pierre, aber Paulchen hat sie mir geschenkt, als wir miteinander dieses wunderschöne Wochenende ...«

»Ich bin untröstlich.«

»Pierre!«, rief Frau Wittner etwas lauter, »eine Ray-Ban kannst du dir doch für hundert Euro selbst kaufen und ...«

»Ich will sie aber für dreißig Euro.« Pierre fasste sich theatralisch an die Stirn. »Es ist genau das Modell, das ... mein Vater ... getragen hat, als ich ihn zum letzten Mal sah. Er saß auf diesem schmutzigen Lieferwagen, der inmitten der fallenden Bomben davonfuhr. Ich sehe ihn noch winken, während er immer kleiner wurde und schließlich verschwand.«

Unglaublich! Und dabei trug der Mann natürlich eine Ray-Ban, wie in einem schlechten Werbefilm. Sein größtes Problem war vermutlich, dass er in den Kriegswirren nicht von der Sonne geblendet wurde. Kannte Pierre eigentlich so etwas wie Hemmungen?

»Großer Gott, Pierre!« Frau Wittner starrte ihn betroffen an. »In welchem Land war denn das?«

Pierre senkte den Kopf. »Darüber möchte ich nicht sprechen.« Er verzog schmerzlich den Mund und schüttelte den Kopf.

»Das verstehe ich gut.« Frau Wittner nickte ihm aufmunternd zu, griff in den Müllsack, kramte kurz nach dem Etui und überreichte es ihm feierlich. »Für dich. Als Geschenk.«

Pierre biss sich auf die Lippen, um Ergriffenheit zu demonstrieren. »Gott sei Dank, Petra, Gott sei Dank gibt es noch Menschen wie dich.«

Frau Wittner und ihr Müllsack waren gerade draußen, als Gigi mit zwei Kaffeebechern hereinkam. Pierre trank keinen Kaffee, sondern machte sich zweimal täglich seinen grünen Tee. Gigi hatte eine kleine Schneiderei neben *Glamour Secondhand*, und manche meiner Kundinnen ließen Kleider bei ihr ändern. Gigi schloss jeden Tag eine halbe Stunde ab, ging zum Coffeeshop nebenan, holte mir einen Cappuccino und dazu ein Cremetörtchen und sich selbst eine Latte Karamell. Sie wollte nie Geld dafür nehmen, weil ich ihr die Kundinnen schickte. Trotzdem lud ich sie dafür regelmäßig ins Restaurant *Jean-Luc* ein, weil wir beide so für französische Küche schwärmten. Gigi hieß eigentlich Geraldine, war zwei Jahre älter als ich, smart und witzig. Sie war seit über zwanzig Jahren verheiratet, hatte aber keine Kinder. Das Einzige, was mich an Gigi irritierte, war ihr Männerparfüm. Es war natürlich ihre Sache, und ich wusste, dass viele Frauen Männerdüfte bevorzugten. Ich jedenfalls wollte nicht riechen wie ein frisch rasierter Kerl, auch wenn ich sie um ihre Standhaftigkeit beneidete. Ich hätte gerne nur ein einziges Parfüm gehabt, weil ich es so niveauvoll fand, wenn eine Frau jahrzehntelang den gleichen Duft trug. Aber was sollte ich machen, wenn ich mich für keinen der Jil-Sander-Düfte entscheiden konnte? Für mich gab es keine schöneren Parfüms, und so hatte ich etwa zehn verschiedene Flakons im Bad.

»Was sollte denn der Müllsack?«, fragte Gigi und blickte Frau Wittner nach.

Pierre klärte sie über den Besuch auf, wobei er ihr stolz wie ein kleiner Junge, der mit seinem neuen Fußball prahlte, seine neue Sonnenbrille hinhielt.

»Warum tut sie sich das eigentlich an?«, fragte Gigi rhetorisch und reichte mir den Pappbecher und das Cremetörtchen, die ich erst mal auf meinem Schreibtisch abstellte. »Danke«, sagte ich.

»Du hast gut reden«, sagte Pierre zu Gigi, »sie ist eben einsam und erhofft sich immer wieder den Mann fürs Leben.«

»Jede Woche?« Gigi prustete in sich hinein. Pierre stimmte mit ein, aber ich lächelte nur verkniffen, weil ich mich über Petra Wittners persönliches Drama nicht lustig machen wollte. Ja, sie war etwas exaltiert, aber sie war auch ein netter Mensch.

Wir tranken unseren Kaffee, und ich verputzte mein Cremetörtchen, und als Gigi gegangen war, schüttelte ich den Kopf über Pierre. »Das mit der Brille war nicht nett von dir. Du hast Frau Wittners Gutmütigkeit ausgenutzt.«

Pierre setzte sie auf und betrachtete sich im Spiegel. »Ich sag es mal mit ihren eigenen Worten: ›Eine Ray-Ban kann sie sich jederzeit für hundert Euro kaufen.««

Ich nahm mich wieder der zu sortierenden Blusen an. »Vielleicht geht es hier um den ideellen Wert und um schöne Erinnerungen. Ist dir das nicht in den Sinn gekommen?«

»Pfff ... Die Erinnerung daran, wie sie es an diesem Wochenende haben krachen lassen?« Er steckte die Brille wieder ins Etui. »Und ich glaube nicht, dass es dabei ums Tanzen oder ums Bootfahren ging.«

»Du bist vulgär.«

»Hey«, meinte er und drehte sich zu mir um. »Erschieß nicht den Boten.«

»Manchmal würde ich das gerne tun, dich erschießen.«

Pierre grinste. »Das würdest du nicht. Wir beide wissen, dass du mich liebst.«

Ich musste lachen. So hätte ich das nicht gesagt, aber ich mochte ihn wirklich sehr. Pierre hatte keine Ausbildung, und bei unserem Vorstellungsgespräch wollte ich von ihm wissen, wie er es geschafft hatte, in diesem renommierten Unternehmen unterzukommen. Ganz selbstbewusst hatte er erklärt: »Ach, wissen Sie, Frau Diesel, immer diese lächerliche Ehrfurcht vor großen Namen ... Jean Paul Gaultier hatte auch nie eine Ausbildung als Designer. Er hat seine Skizzen einfach an die großen Häuser geschickt, fing irgendwann bei Pierre Cardin an und landete schließlich bei Hermès. Und darum bin ich da reinmarschiert und hab gesagt: ›Leute, ich hab's drauf.«« Ich bezweifelte, dass er das wörtlich so gesagt hatte, andererseits traute ich ihm solch einen Auftritt zu. Heute wusste ich, warum Gaultier eine Art Vorbild für ihn war: Ein *Enfant terrible*, das imponierte meinem Pierre.

Ich fand es total affig, dass er sich Pierre La Ferrer nannte, aber es war seine Sache. Der Postbote sagte immer Herr Ferrer zu ihm. Als Pierre sich bei mir vorstellte, hatte ich erst auf den zweiten Blick bemerkt, dass er schwul war. Er war ein maskuliner Typ, und seine Gesten wirken souverän, mit einem nur kleinen Hauch Affektiertheit, und das auch nur, wenn man genau hinsah. Dass er wahrscheinlich schwul war, war für mich zunächst nur eine neutrale Beobachtung gewesen. Mein zweiter Gedanke war, dass es ein Pluspunkt sein könnte, da er für so einen Laden ein Modeklischee erfüllte. Er war mittelmäßig attraktiv, aber die charismatischsten Männer, die ich in meinem Leben

kennengelernt hatte, waren keine Schönlinge. Vielleicht schloss das eine das andere sogar aus.

Manchmal gingen wir zusammen essen oder verbrachten einen gemeinsamen Fernsehabend. Aber seine wahre Familiengeschichte würde ich wohl nie erfahren. Ich hatte ihn zweimal nach seinen Eltern und seiner Kindheit gefragt, aber er hatte mir nur zwei seiner Fantasiegeschichten erzählt. Entweder war er eines dieser verzogenen Kinder gewesen, die für jeden Firlefanz gelobt wurden, oder in seiner Biografie gab es eine große Tragik. Meine Vermutung war Letzteres, und deshalb fragte ich nicht mehr.

Zu Hause empfing mich ein überquellender Briefkasten wie meistens am Samstag. Woran lag das eigentlich? War Freitag in Behörden und Büros der Tag, an dem die Post verschickt wurde? Ich steckte das Bündel in meine neue Tod's-Tasche. Frau Eisenach hatte sich nach gerade mal fünf Monaten »an dem Ding sattgesehen«, wie sie sich ausgedrückt hatte.

Langsam stieg ich die Stufen nach oben. Es war ein stressiger Nachmittag gewesen, nicht zuletzt, weil Frau Wittner wieder mit ihrem Müllsack angekommen war, nach nur drei Tagen. Diesmal sei wirklich Schluss, und Dubai könne er sich in seine grauen Haare schmieren, von denen sowieso nicht mehr viele übrig seien. Ich hatte nichts dazu gesagt, denn zuvor hatte sie Paulchen immer als sechzigjähriges Edelstück bezeichnet, was so klang, als könnte er jederzeit als Unterwäschemodel arbeiten. Leider war die Gucci-Tasche diesmal nicht im Müllsack gewesen, aber ich mochte nicht fragen, denn letztendlich ging es doch um den Zusammenbruch einer Beziehung.

Zu meiner großen Überraschung hatte Pierre ihr das Etui mit der Ray-Ban überreicht und erklärt, er habe nun zufällig das gleiche Modell geschenkt bekommen. Das

stimmte natürlich nicht, aber offenbar wollte er meinen Vorwurf, er hätte Frau Wittners Gutmütigkeit ausgenutzt, nicht auf sich sitzen lassen. Als sie weg war, hatte er mich böse angesehen, den Zeigefinger ausgestreckt und gemeint: »Sag jetzt bloß nichts!«

Trotzdem hatte ich es getan: »Ich bin stolz auf dich.«
Darüber konnte Pierre nicht lachen.

An diesem Tag hatte Pierre gründlich an meinen Nerven gesägt. Er war frisch verliebt und somit noch hibbeliger als sonst. Pierre war mittlerweile dreiundvierzig und ein- bis zweimal im Jahr heftig verliebt. Bernd hatte er am Donnerstagabend in einer Bar kennengelernt.

Wenigstens hatte ich heute einen großartigen Umsatz gemacht, nachdem ich die restliche Sommerkleidung, die noch übrig war, nochmals um zwanzig Prozent reduziert hatte.

Endlich war ich im dritten Stock angelangt. Bedauerlicherweise wohnte ich in einem Altbau ohne Aufzug. Mit meinen sechsundvierzig Jahren kam es mir so vor, als hätte ich die Stufen vor zwanzig Jahren ein bisschen leichter genommen. Na ja, zumindest ein winziges bisschen.

In diesem Haus gab es regen Mieterwechsel. Frau Hindemann und ich waren die einzigen Bewohnerinnen, die schon lange hier lebten. Sie war seit vorletztem Jahr Witwe und mit ihren achtundsiebzig Jahren etwas vereinsamt. Manchmal ließ ich mich mit ihr auf einen Plausch ein, weil sie mir leidtat, aber ihre Themen kreisten stets nur um ihren Kater Seppi und die Grabpflege. Einmal hatte sie mich zu sich auf einen Kaffee eingeladen, ganz spontan, und ich hatte nicht ausschlagen wollen. Da saß ich also auf ihrer Eiche-rustikal-Eckbank und trank Kaffee

aus Tassen mit blauem Zwiebelmuster. Neben mir ruhte Seppi, der mir mit Blicken zu verstehen gab, dass ich nicht willkommen war. Als Frau Hindemann sich umdrehte und die Zuckerdose aus dem Hängeschrank nahm, fauchte er mich giftig an. Anderthalb Stunden lang ertrug ich Seppis Hass, untermalt von gelegentlichem Fauchen und mörderischen Blicken, dann verabschiedete ich mich freundlich und beschloss, mir das nie wieder anzutun. Ich hatte mir nie ein Haustier angeschafft; so ein Tier brachte doch nur zusätzlich Stress ins Leben. Außerdem zerriss es den Leuten das Herz, wenn es starb. Warum sollte ich mir unnötig noch mehr Schmerz ins Leben holen?

Ich öffnete die Wohnungstür meiner Dreizimmerwohnung. Vor zwanzig Jahren war ich von Laim nach Bogenhausen gezogen und hatte meinen Laden eröffnet. Es war keine leichte Entscheidung gewesen. Aber dann sagte ich mir, Miuccia Prada habe als Quereinsteigerin in die Modebranche auch von vorne anfangen müssen, als sie das Familienunternehmen übernahm.

Meine Schwester Emma und ihr Mann Lutz waren damals frisch verheiratet, die beiden hatten mir das Geld für den Laden geliehen. Das würde ich ihnen nie vergessen, zumal Lutz mich ja bis dahin kaum kannte. Meinen Vater, der immer noch um unsere Mutter trauerte, mochte ich nicht fragen. Ich hätte es geschmacklos gefunden, ihn um Geld zu bitten.

In Gedanken versunken schloss ich die Haustür hinter mir. Ich liebte mein kleines Reich, obwohl mir die Wohnung im Grunde zu klein war. Ich hatte einfach zu viele Sachen. Zum Glück hatten im Schlafzimmer ein riesiger Kleiderschrank und zwei Kommoden Platz gefunden.

Meine Accessoires wie Taschen, Schmuck, Hüte und auch die Schuhe waren im Flur verstaut.

Ich streifte mir die Schuhe von den Füßen, nahm die Post aus der Tasche und ging in die Küche. Als Erstes schaltete ich den CD-Player ein, in dem noch die CD von Edith Piaf steckte. Dann legte ich die Post auf den Küchentisch und schenkte mir eine Holunderschorle ein. Seufzend ließ ich mich in den Küchensessel fallen, trank ein paar Schlucke und zog den Stapel Briefe zu mir heran. Rechnung, Rechnung, Rechnung, ein Prospekt für eine neu eröffnete Parfümerie, ADAC, ein Brief von der Bank (wahrscheinlich mal wieder ein unschlagbares Angebot), der Flyer eines Nagelstudios – und ein Brief, handschrieben, in schwungvoller Schrift und mit Füller. Als ich den Umschlag umdrehte, stand da: *Franziska Müller-Dietrich*.

Die einzige Franziska Müller, die ich kannte, war eine ehemalige Mitschülerin. Sie war damals Klassensprecherin gewesen. Gespannt riss ich den Brief auf.

*Hallo, ehemalige Mitschüler,
es sind 30 Jahre vergangen. Kann man das glauben?
Es wäre schön, sich wieder zu versammeln und
auszutauschen. Sind wir nicht alle neugierig, was aus
den anderen geworden ist?
Unser Treffen findet statt am Samstag, den 5. Oktober,
um 18 Uhr im Wirtshaus Zum Silberkrug
(Sendlinger Tor).*

Eure Franzi

Sie hatte eine schöne Schrift, und ich fand es irgendwie rührend, dass sie einen richtigen Brief schickte. Es war zwar eine Kopie, aber die Anrede und die Adresse waren immerhin mit Füller geschrieben. Einen Füller hatte ich das letzte Mal vor über zwanzig Jahren benutzt. Die meisten an Franzis Stelle hätten eine Rundmail geschickt.

Ein Klassentreffen. Das rief gemischte Gefühle in mir wach. Natürlich war ich neugierig, was aus den Leuten geworden war. Komisch, dass ich noch vor ein paar Tagen an Patrick gedacht und mich gefragt hatte, was er wohl jetzt machte. Aber ausgerechnet Patrick und Isabella wiederzusehen, nachdem meine erste Liebe so abrupt und brutal geendet hatte? Das Ganze war schon so lange her, es sollte keine Rolle mehr spielen. Trotzdem, damals hatte es mich unendlich verletzt.

Es heißt, die Zeit heilt alle Wunden. Natürlich stimmte es, dass der Schmerz mit der Zeit nachließ. Aber die Wunden prägten einen Menschen auch, gaben seinem Leben eine andere Richtung. Wenn ich mich mit Patrick nicht eingelassen hätte ... Oder wenn ich neun Jahre später nicht meinen Schirm im Café vergessen hätte, dann wäre Gregor mir nicht nachgelaufen, und wir wären nicht ins Gespräch gekommen. Mir wäre so viel erspart geblieben.

Das Telefon klingelte. Sofort wusste ich, dass es Saskia war. Saskia und ich waren beste Freundinnen, seit wir uns mit zwölf auf der Realschule eine Bank geteilt hatten. Ich lief in den Flur und nahm den Hörer ab.

»Hast du auch diesen Brief bekommen?«, kam Saskia gleich zur Sache.

»Ja.«

»Ich kann da nicht hingehen, Rieke.«

»Was?«, rief ich überrascht. »Wieso denn?«

»Na, wieso denn wohl?«

»Keine Ahnung.« Ich verstand es wirklich nicht.

»Ach ... Diese blöden Fragen, die sie mir ins Ohr kippen werden! Mit was kann ich denn aufwarten? Ich war ein Jahr verheiratet, und jetzt lebe ich mit einem Druckereibesitzer zusammen, der gerade so über die Runden kommt. Seit einer Ewigkeit bin ich Sekretärin bei einem Versager-Anwalt ... Und so sehr ich meinen Enkel liebe, wahrscheinlich werde ich auch die einzige Oma dort sein. Ach ja, und ich wiege zwanzig Kilo mehr als früher.«

Es dauerte ein paar Sekunden, bis sich Saskias Redeschwall bei mir gesetzt hatte. »Warum putzt du denn dein Leben so herunter?«

»Ist doch so«, meinte sie kleinlaut. »Ich mag mein Leben ja eigentlich, aber die sind doch bestimmt alle schön und erfolgreich. Die werden ihre Fotos rausholen, und dann kommt: mein Haus, mein Boot, meine Firma ...«

»Selbst wenn sie das tun würden, Saskia, was hat das mit dir zu tun?«

Saskia schwieg eine Weile, dann meinte sie: »Ich finde es nett von dir, dass du mich aufbauen willst. Aber ich weiß auch, dass dir Aussehen wichtig ist, und dass du es im Grunde genauso siehst. Ich meine die zwanzig Kilo.«

Was sollte ich darauf sagen? Saskia hatte sich in den letzten Jahren gehen lassen, hatte zugenommen und kaufte ihre Kleidung beim Discounter. Ich hatte nie ein Wort darüber verloren, weil ich ihre Gefühle nicht verletzen wollte und ich sie mochte, wie sie war. Aber wenn sie schon darüber jammerte, dann wollte sie vielleicht auch mal ein ehrliches Feedback. »Ich finde die zwanzig Kilo gar nicht

schlimm, aber ganz ehrlich, Saskia, wenn es dich stört, dann iss halt nicht immer so deftig. Du schlägst dir den Bauch voll, zündest dir eine Zigarette an, und danach mampfst du noch Schokoküsse ...«

»Ich esse halt gerne.«

»Das ist okay, das tue ich doch auch. Aber meinst du nicht, dass es dir viel an Lebensqualität nimmt, wenn du ständig darüber jammerst? Essen ohne Schuldgefühle ist bestimmt gesünder als essen mit Schuldgefühlen.«

»Hey, das ist ein guter Satz, gefällt mir.«

»Hm, na ja, hab ich irgendwo mal gelesen. Könnte sein, dass es da ums Rauchen ging. Jedenfalls ist Dings ohne Schuldgefühle gesünder als Dings mit Schuldgefühlen.«

»Welches Dings?«

»Du musst das Dings ersetzen.«

»Was?«

»Das wird mir zu anstrengend. Jedenfalls fände ich das nicht gut, wenn du nicht aufs Klassentreffen gehst, nur weil du jetzt mehr wiegst als vor dreißig Jahren. Das ist doch lächerlich.«

»Du kannst leicht reden«, griff Saskia den Faden wieder auf, »du siehst immer noch gut aus, mit guter Figur und ohne Falten.«

Ohne Schokolade und Cremetörtchen konnte ich nicht leben, daher hatte auch ich ein paar Kilo mehr als damals. Aber das belastete mich nun wirklich nicht. Ich hielt es kaum für wünschenswert, mit sechsundvierzig dasselbe zu wiegen wie mit sechzehn. Mit Hungergefühlen würde ich vielleicht in Größe sechsunddreißig passen, aber dafür war mir Schokolade zu wichtig, und ein lecker aussehendes Gericht bei *Jean-Luc* war auch nicht zu verachten.

Also war ich mit meiner Kleidergröße vierzig bis zweiundvierzig rundum glücklich. Dass ich kaum Falten hatte, lag allerdings daran, dass ich meine Haut diszipliniert mit Feuchtigkeitscreme, Hyaluron-Serum, Bio-Arganöl und Bio-Aloe-Vera-Gel bearbeitete und nie geraucht hatte. Und gegen die Lachfalten um die Augen konnte auch ich nichts ausrichten. Und wenn schon! Ein Freund, den ich vor drei oder vier Jahren mal hatte – er hieß Toni oder Tino –, hatte gesagt, das wären die schönsten Lachfältchen, die er je gesehen habe. Meine Haare hingegen waren Segen und Fluch zugleich, je nachdem. Ich hatte lange, dunkle Korkenzieherlocken. Viel lieber hätte ich glattes Haar gehabt, und ich war der Kommentare, dass Dauerwellen das Haar schädigten, wirklich überdrüssig. Als ob ich mir jemals eine Dauerwelle legen lassen würde!

»Wir werden da zusammen hingehen, Saskia. Du wirst dich ein bisschen aufbrezeln ...« Ich lachte kurz auf.
»Keine wird eine so tolle Ausstrahlung haben wie du.«

»Thorsten ist gestern ausgezogen«, sagte sie unvermittelt.

»Oh ... Okay.« Mal wieder.

»Diesmal ist es für immer.« Nun gut, das hatte sie bisher noch nie gesagt, aber was hieß das schon?

»Ihr vertragt euch schon wieder«, sagte ich sanft.

»Nein! Das werden wir sicher nicht. Er hat eine andere.«

»Was? Wirklich?«

»Er ist verliebt, hat er selbst gesagt. Aber ich hab es auch so schon gemerkt.«

»Aber du hast gar nichts erwähnt.«

»Ich dachte, wenn ich nicht darüber spreche, dann ist es nicht wahr.«

»Tut mir leid, Saskia.«

»Mir aber nicht. Ich bin es leid. Es ist eine Erleichterung. Hätte ich gar nicht gedacht.«

»Bist du dir sicher?«

»Ich bin mir absolut sicher.«

»Willst du morgen vorbeikommen?«

An ihrer Stimme merkte ich, dass sie lächelte. »Nein, danke. Es geht mir wirklich bestens, Rieke. Das kannst du mir glauben.«

»Na gut.« Ich ließ ein bisschen Zeit verstreichen, dann sagte ich: »Und was das Klassentreffen angeht ... Du gehst da hin!«

Saskia seufzte wieder. »Wenn's dich glücklich macht.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, ging ich in die Küche, machte mir einen Tee und ein Fertigporridge mit Kokosmilch und dachte über das Klassentreffen nach. Es war mir unbegreiflich, wie schnell dreißig Jahre vergangen waren. Damals war meine Mutter noch am Leben gewesen. Sie war vor zweiundzwanzig Jahren auf dem Fahrrad von einem Auto überfahren worden und an Ort und Stelle verstorben. Damals war ich vierundzwanzig gewesen, Emma sechsundzwanzig. Ich hatte gelernt, irgendwie damit klarzukommen. Meine Schwester hatte nach dem Unfall tagelang ihre Wohnung nicht verlassen. Ich war selbst am Boden zerstört gewesen, hatte mir aber große Sorgen um sie gemacht und jeden Tag bei ihr geklingelt. Dann hatte sie sich plötzlich zusammengerissen und gesagt: »Das Leben geht weiter, Rieke. Was sollen wir machen ...« Auch mein Vater war erst einmal in ein tiefes Loch gefallen und hatte danach gefasst sein Leben weitergelebt. Bei mir war es umgekehrt. Ich war tieftraurig, doch mein Leben war nicht aus den Fugen geraten. Daran hat sich nichts geändert, im



Ranka Keser

Das Herz ist ein gutes Versteck

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35911-6

Diana

Erscheinungstermin: Februar 2017

Liebe ohne Schmerz gibt es nicht, das weiß Rieke aus Erfahrung. Deshalb genießt sie ihr unabhängiges Leben. Bis sie auf einem Klassentreffen Werner wiederbegegnet, der ihr ein überraschendes Angebot macht: Wenn sie vor seiner Familie die Frau an seiner Seite spielt, beteiligt er sie an seinem umfangreichen Erbe. Rieke willigt ein und muss schon bald feststellen, dass ihr Herz nicht so fest verschlossen ist, wie sie glaubt.

 [Der Titel im Katalog](#)